

THOMAS ROBERG (Hrsg.), *Friedrich Hölderlin (= Neue Wege der Forschung)*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2003, 328 S.

Die Hochschätzung von Hölderlins Bemühungen auf philosophischem wie poetologischem Gebiet gehört schon lange zum Gemeingut der Hölderlin-Forschung, ebenso die Erkenntnis des Maßes, in dem diese Bemühungen Hölderlins Dichtungen geprägt haben. Der vorliegende Sammelband, der die Tendenzen der Hölderlin-Forschung in den letzten 25 Jahren zu dokumentieren sucht, trägt dem durch seine Auswahl Rechnung. Von seinen drei Teilen sind im ersten Beiträge zu Hölderlins Poetologie versammelt, im zweiten solche zum Thema „Poesie und Philosophie“; erst der dritte, „Perspektiven des Gesamtwerks“ überschrieben, enthält Arbeiten, die Hölderlins Dichtung auch unter anderem Blickwinkel als dem poetologischen bzw. philosophischen deuten.

In seiner Einleitung (7–16) bettet der Herausgeber, THOMAS ROBERG, die Begründung seiner Auswahl in einige allgemeinere Hinweise zur neueren Forschung ein. Für deren zunehmende Komplexität und Verzweigung kommen dabei drei Gründe zur Sprache: die Vielzahl von literaturwissenschaftlichen Theorieansätzen; das schon lange zu beobachtende Interesse der verschiedensten Disziplinen an Hölderlin; und die Erforschung des dichten Geflechts, das Hölderlins Werk mit der philosophischen und literarischen Tradition wie mit den verschiedensten Entwicklungen seiner Zeit verbindet. Innerhalb der Forschung zur philosophischen Bedeutung Hölderlins betont Roberg zwei Stränge, das Interesse an der Rezeption Hölderlins durch Philosophen des 20. Jahrhunderts – allen voran Heidegger – und die Erforschung von Hölderlins Stellung in der Entwicklung der nachkantischen Philosophie. Ob Heidegger nicht doch zu viel Ehre widerfährt, indem von den vierzehn Beiträgen des Bandes gleich zwei seiner Beschäftigung mit Hölderlin gelten, sei hier dahingestellt.

Die Arbeiten im dritten Teil hat Roberg teilweise um das Thema Natur gruppiert, eine Fokussierung, die trotz der Wichtigkeit des Begriffs für Hölderlin nicht unbedingt zwingend erscheint. Zu den Aussparungen, die der Herausgeber bewusst auf sich genommen hat, gehören Beiträge zum „biographisch-psychologische[n] ‚Fall Hölderlin‘“ (10), die – oft heftig geführte, aber doch so produktive – Diskussion um die Edition von Hölderlins Werken sowie Studien zu Hölderlins Pindar-Rezeption, seinen Sophokles-Anmerkungen und zur Lyrik aus der Zeit im Tübinger Turm. Vermissen wird man auch Arbeiten zu Hölderlins Übersetzungen, zu deren Erforschung in den letzten Jahrzehnten vieles geleistet worden ist. Und dass Hölderlins späte Lyrik, wie einst auf Norbert von Hellingrath, wohl auf viele noch die größte Faszinationskraft ausübt, wird man in dem Sammelband nicht ohne weiteres wiedererkennen. Im Ganzen fällt an der Auswahl eine weitgehende Konzentration auf das Werk aus Hölderlins ‚mittlerer‘ Schaffensperiode, den Jahren 1794–1800, auf. Bedauerlich ist dies auch deswegen, weil die jüngere Forschung bei ihrer Erschließung anderer Werkkomplexe auch ihre Aufmerksamkeit für Eigenart und Eigenwert der verschiedenen Schaffensperioden, so kurz sie auch jeweils gewesen sein mögen, geschärft hat.

Hilfreich ist der Sammelband jedoch als Einstieg in die Lage der Diskussion um die philosophischen und poetologischen Aspekte von Hölderlins Werk, die ihre grundlegende Ausformung zweifellos zwischen 1794 und 1800 erfahren haben. Dabei zeigen sich auch die Vorteile der chronologischen und thematischen Beschränkung des Bandes, die die verschiedenen Zugangsweisen zu Hölderlin sich deutlicher voneinander abheben lässt als eine Zusammenstellung von Arbeiten es hätte tun können, die das so vielfältige Spektrum von Hölderlins Werk abzudecken versucht hätte. Die Beiträge zu Hölderlins Poetologie werden von KARLHEINZ STIERLE eröffnet, der sich hier vor allem mit Hölderlins Aufsatz ‚Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘ beschäftigt (Sprache und die Identität des Gedichts. Das Beispiel Hölderlins; 19–34). Hölderlin habe Lyrik als „Transgression“ aller vorgegebenen Formen des Diskurses entworfen, indem er in ihr auf einen „Ursprung“ zurückzugehen gesucht habe, „der allen Diskursformen vorausliegt“ (19). Dieser letzte Grund der Dichtung sei der poetische Geist, den Hölderlin als Widerstreit von Ein-

heit und Wechsel oder von Identität und Freiheit bestimme – ein Widerstreit, der die Dichtung wie das Leben gleichsam präge und dessen Lösung der poetische Text zu leisten habe. Stierle sieht hierin die Überlegenheit von Hölderlins Poetik gegenüber derjenigen Roman Jakobsons, die sich allein auf die Identität und damit die metaphorische Dimension konzentriert habe, auf Kosten der Freiheit und der metonymischen Dimension.

Eine Auseinandersetzung mit Heideggers Hölderlin-Deutung ist HANS-JOST FREYS Beitrag ›Das Heilige und das Wort‹ (35–48) – eine Auseinandersetzung jedoch, die sich weitgehend innerhalb der Heidegger'schen Vorgaben bewegt. Sieht Heidegger den Vorzug der Dichtung Hölderlins darin, dass sie das Wesen der Dichtung eigens dichte, indem dieses Wesen sich in ihr überhaupt erst ereigne, hält Frey ihm vor, dass er solches Dichten *der* Dichtung nicht hinreichend von einem vergegenständlichenden Dichten *über* Dichtung unterscheide. „Hölderlins Texte werden so gelesen, als wären sie das, was sie über Dichtung sagen“ (36). Diese Kritik exemplifiziert Frey an Heideggers Lektüre zweier Verse der Hymne ›Wie wenn am Feiertage ...‹. Dabei restringiert seine eigene Analyse der Verse zunächst die Gültigkeit von Heideggers Interpretation – nur um sie dann auf eigenen Wegen zu restituieren.

Zu Hölderlins ›Verfahrungsweise‹ zurück führt der Beitrag von WINFRIED MENNINGHAUS, ›Geist, Sein, Reflexion und Leben: Hölderlins Darstellungstheorie‹ (49–66), der im Gegenzug gegen frühere Forschung die gedanklichen Brüche innerhalb des Aufsatzes herausarbeitet. Menninghaus' scharfsinnige und klare Analyse ist nicht in allen Punkten bereit, Hölderlins gedankliche Schachzüge mitzugehen, auch darin aber immer erhellend. Als erste Schicht des Aufsatzes wird eine Aporie identifiziert: So wie sich schon früher für Hölderlin das Absolute der Darstellung verweigert habe, so in der ›Verfahrungsweise‹ das ›poetische Ich‹. Das Beharren auf der Notwendigkeit der Darstellung führe dann in einer zweiten Schicht zu einem intellektuellen Spagat, dem Versuch, „das Unvereinbare zu vereinbaren“ (56), in einer dritten Schicht aber zu einer ›Dekonstruktion‹ der „zugrunde gelegte[n] Metaphysik des Dargestellten“ (56), indem dieses nicht mehr präsenzmetaphysisch aufgefasst werde, als etwas vor seiner – bloß repräsentierenden – Darstellung Vorhandenes, sondern als produziert von den Zeichen.

Mit den vielfältigen Schriftstellerrollen, wie Hölderlin sie für sich entworfen, teils auch wieder verworfen hat und wie sie ihm in vielen Zügen von seiner Zeit vorgegeben waren, beschäftigt sich GERHARD KURZ' instruktiver und dichter Aufsatz ›Der deutsche Schriftsteller: Hölderlin‹ (67–88). Kurz schildert Hölderlins Bemühungen, sich als freier Schriftsteller auf dem neu entstandenen literarischen Markt zu etablieren, entwickelt Hölderlins Selbstdefinition als Dichter in seiner Verteidigung gegenüber den beruflichen Erwartungen der Mutter wie in seinem Ringen mit der übermächtigen Figur Schillers und führt die Palette der Dichterrollen vor, die in Hölderlins poetischem Werk reflektiert und aufeinander bezogen werden: der Dichter als Erzieher, Heros und Priester, als Sänger, als Wanderer und Reisender.

Auf seltener beschrittenen Wegen nähert sich RÜDIGER GÖRNER Hölderlins Poetologie, nämlich über Hölderlins Magisterspecimen ›Parallele zwischen Salomons Sprüchwörtern und Hesiods Werken und Tagen‹ sowie über einen Brief aus der Studienzeit („... im Liede wehet ihr Geist“. Zu Hölderlins poetischer Identität; 89–112). Vorgeführt werden Hölderlins Überlegungen zur Kürze als stilistischem Grundzug bei Salomo und Hesiod und die Spuren, die von ihnen zur Spätlyrik führen. Aus Hölderlins brieflich vorgetragener theologischer Deutung der Wunder Christi aber gewinnt Görner die These, dass diese Wunder, als Zeichen des Göttlichen, für Hölderlin auch „das absolute Ideal der Kunst“ gewesen seien (94). Insbesondere von Hesiod sieht Görner dann eine ganze Reihe von Linien zum späteren Werk ausgehen und entwickelt von hier aus Hölderlins Verständnis seines Dichtens.

Der zweite Teil des Sammelbandes wird eingeleitet von JOCHEN SCHMIDT'S Beitrag ›Hölderlin: Die idealistische Sublimation des naturhaften Genies zum poetisch-philosophischen Geist‹ (115–139). Schmidt zeigt, wie Hölderlin zentrale Elemente des um 1770 entwickelten Geniebegriffs in

seine Bestimmung des Dichters übernimmt, den Anspruch des Genies auf Gottgleichheit jedoch als Hybris kritisiert. Seine idealistische Steigerung erfahre der Geniebegriff bei Hölderlin dann, indem die dem Dichter mögliche ‚intellektuale Anschauung‘ – „das dichterische Urerlebnis“ (128) – als nur momenthafte Erfahrung des Absoluten das philosophische Streben nach geistiger Erfassung desselben in Gang setze. Hölderlins Dichtungen integrierten diesen philosophischen Impuls und seien damit auch ein Philosophieren von seinen Ursprüngen her.

Der Philosophie Hölderlins im engeren Sinne des theoretisch Explizierten gelten die folgenden Beiträge von Dieter Henrich und dem Henrich-Schüler MANFRED FRANK. Franks Aufsatz (‚Hölderlin über den Mythos‘, 140–171) sucht Hölderlins philosophische Neu-Begründung des Mythos als Gegenstand der Dichtung nachzuzeichnen. Wie seine Zeitgenossen habe Hölderlin in ‚Über Religion‘ dem Mythos eine gemeinschaftsstiftende Funktion zugeschrieben; der Ausdruck ‚Gottheit‘ stehe in dem Text „(unter anderem, aber wesentlich) für die normative Basis gesellschaftlichen Miteinanders“ (160). Diese Deutung entwickelt Frank unter ausführlichem Rückbezug auf Hölderlins Jenaer Philosophie. Was er jedoch nicht erklären kann, ist, wieso ‚Über Religion‘ zu dem Schluss kommen kann, „jeder hätte [...] seinen eigenen Gott“ (zitiert auf S. 160).

Von DIETER HENRICH, dessen Arbeiten innerhalb der philosophiegeschichtlichen Erforschung Hölderlins ihresgleichen entbehren, ist ein Ausschnitt aus seinem Buch ‚Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794–1795)‘ (Stuttgart 1992) abgedruckt (Hölderlins Denken in Jena; 172–185). Darin skizziert Henrich zum einen sein Forschungsprogramm, das die philosophische Diskussionslage an der Jenaer Universität zu rekonstruieren sucht, innerhalb deren Hölderlin seine eigenständige philosophische Position ausbilden konnte. Zum anderen legt er dar, wie Hölderlin in ‚Urtheil und Seyn‘ die Fundamente seiner Philosophie sowohl aus dem Anschluss wie auch aus der Kritik an Fichte gewinnt. Zumindest den fichtekritischen Zug des Textes und seine philosophischen Konsequenzen pfeifen in der Hölderlin-Forschung inzwischen die Spatzen von den Dächern. Nirgends aber werden die Position Fichtes wie Hölderlins Reaktion auf sie so differenziert und so an den philosophischen Problemen orientiert analysiert wie bei Henrich.

Zum Verhältnis Heideggers zu Hölderlin kehrt STEPHANIE BOHLEN zurück (‚Dichten und Denken des anderen Menschen. Zu Heideggers Überwindung der Subjektphilosophie im Zwiegespräch mit der Dichtung Hölderlins‘, 186–202). Bohlen beabsichtigt, die Nähe zwischen Hölderlins Hinausgehen über Fichtes absolutes Ich und Heideggers Kritik an Husserl darzulegen; diese Nähe zeige sich nicht nur im beiden gemeinsamen Gedanken des Seins, sondern auch in der Bestimmung menschlicher Endlichkeit. Dass sie dabei Hölderlin von vornherein in der Sprache Heideggers deutet, das ‚Zwiegespräch‘ verhindernd, ist Bohlens Anliegen sicherlich nicht förderlich.

Den dritten Teil des Bandes mit „Perspektiven des Gesamtwerks“ eröffnet JOCHEN HÖRISCH, ‚Die „poetische Logik“ des *Hyperion* – Hölderlins Versuch einer Umschreibung der Regeln des Diskurses‘ (205–226). Hölderlins Roman folge der „Intuition“, dass Diskurse „als Machtsysteme fungieren und dass diese Machtsysteme nach der Destruktion eines verbindlichen Sinnzentrums grundlos sind“ (213). Er gebe dann nicht nur „jedes vermeintlich Absolute“ (216) der Exzentrizität anheim, sondern „schreibe“ auch den traditionsmächtigen Satz vom zureichenden Grund zum „Satz vom unzureichenden Abgrund“, um‘ (215), so wie er den Satz der Identität zum „Satz vom in sich selbst Unterschiedenen“ dekonstruiere (ebenda). Hörischs Interpretation belegt, dass auch Diskurse ohne ‚verbindliches Sinnzentrum‘ als „diktierend deutende“ (207) Machtsysteme operieren, wie schon an der Gewalt, die Hölderlins Begriff der ‚poetischen Logik‘ angetan wird, zu sehen ist. Hölderlins ‚poetische Logik‘ stürzt die philosophische Logik nicht um, sondern synthetisiert, was in ihr noch unverbunden bleibt.¹⁾

¹⁾ Siehe ‚Anmerkungen zur Antigonä‘, in: HÖLDERLIN, Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe, hrsg. von FRIEDRICH BEISSNER, 8 Bde, Stuttgart 1946–1985, hier: Bd. 5, S. 265.

Mit STEFAN BÜTTNER ist ein weiterer Henrich-Schüler vertreten, und sein Aufsatz zu Hölderlins Naturbegriff lässt seine philosophische Herkunft auch deutlich erkennen (›Natur – Ein Grundwort Hölderlins‹; 227–252). Büttner entfaltet den Begriff im Ausgang von ›Urtheil und Seyn‹ und verfolgt seine Entwicklung durch Hölderlins theoretisches und poetisches Werk, wobei er mit dem ›Hyperion‹ die entscheidende Wende markiert sieht: Die Natur repräsentiert nun nicht mehr nur das Alleine in seiner Einigkeit, sondern begreift die Trennungen, wie sie das Bewusstsein und seine Gegenstandswelt bestimmen, in sich als Moment. Büttners Ausführungen sind von dem Anliegen bestimmt, die Konstanz von Hölderlins Denken in seinen verschiedensten Ausprägungen (auch über die bezeichnete Wende hinweg) aufzuzeigen.

Dagegen beschäftigt THERESIA BIRKENHAUER die Verschiebungen, die Hölderlins Arbeit an seinem ›Empedokles‹-Drama bestimmen und auch die Bedeutung von Empedokles' Tod im Ätna betreffen (›Natur‹ in Hölderlins Trauerspiel *Der Tod des Empedokles*; 253–273). Gegen frühere Interpretationen, die diesen Tod als erlösende Vereinigung mit der als göttlich verstandenen Natur deuteten, in ihm das Zentrum des Dramas erblickten und von seiner sich wandelnden Motivierung den Fortgang von Hölderlins Entwurfsarbeit bestimmt sahen, behauptet Birkenhauer den Charakter des Empedokles als den Mittelpunkt der Tragödie; dieser werde von Hölderlin in den verschiedenen Stadien der Arbeit unterschiedlich gefasst, wodurch sich zum einen die formale Anlage des Dramas immer wieder verschiebe, zum anderen die Bedeutung des Todes im Ätna, der nur als Ausdruck von Empedokles' Charakter und Leben fungiere, und damit auch die Symbolik des Ätnas selbst.

RAINER NÄGELE (›Andenken an *Hyperion*‹, 274–301) liest den ›Hyperion‹ gegen die Forschungstradition nicht als Bildungsroman des Bewusstseins, an dessen Ende eine gültige Erkenntnis steht, sondern als Bildungsroman allein des Dichters und der dichterischen Sprache. Dieser Bildungsgang sei gleichzeitig derjenige Hyperions und der des Autors Hölderlin. Konstitutiv für ihn aber sei „die intensive[] Auseinandersetzung mit dem Namen und Bild des Vaters“ (285) wie der Mutter. Dabei spiegele sich im ›Hyperion‹ die moderne Familienkonstellation wider, für die der ›Hamlet‹, nicht mehr der ›Ödipus‹ stehe.

Der Sammelband findet seinen Abschluss mit dem Kapitel ›Zeus / Nicht-Zeus‹ (303–318) aus ANKE BENNHOLDT-THOMSENS und ALFREDO GUZZONIS ›Analecta Hölderliniana. Zur Hermetik des Spätwerks‹ (Würzburg 1999), das sich auf verschiedenen Fronten gegen die Meinung wendet, Hölderlins Spätlyrik sei gegenüber dem Werk vor 1800 zunehmend christlich geprägt. In der Spätlyrik verwendete Ausdrücke wie ›der Gott‹, ›der Höchste‹, ›der Vater‹ verwiesen nicht auf den Gott des Christentums, sondern auf Zeus, genauer, auf den Gott, für den einst der Name ›Zeus‹ angemessen gewesen sei und für den ein neuer Name noch fehle. Das gelte auch für Hölderlins Christushymnen, in denen sein Bemühen zum Ausdruck komme, „Christus von der Sphäre des Christentums zu lösen“ (306). Schließlich sei die Betonung der ›heiligen Schriften‹ als zu Natur und Geschichte hinzutretender Offenbarungen Gottes kein Hinweis auf einen ins Geistige, damit Christliche gewendeten Gottesbegriff, sondern beruhe auf einem „erst jetzt eigens gefaßten Begriff von Überlieferung“ (310f.). Bennholdt-Thomsen und Guzzoni haben mit ihrem Buch in der jüngsten Forschung auch damit einen erfrischenden Akzent gesetzt, dass sie zu einer „Philologie im alten Sinne, als Arbeit am Text“ zurückgehen, dabei auch die Absicht verfolgend, „maßgebliche Richtungen der heutigen Hölderlin-Forschung mit ihren philosophischen, religiösen und mythopoetischen Deutungstendenzen – betriebswirtschaftlich gesprochen – ‚herunterzufahren‘“. Denn Hölderlin sei im Spätwerk „auf Distanz zu Philosophie und Poetologie gegangen“ (›Analecta Hölderliniana‹, S. 10). Unter den vielen Pfaden der Hölderlin-Forschung sollte der Leser des vorliegenden Sammelbandes auch diesen beherzigen.